



Guy Bodenmann

Lehrbuch Klinische Paar- und Familienpsychologie

2., überarbeitete Auflage

 hogrefe

Lehrbuch Klinische Paar- und Familienpsychologie

Lehrbuch Klinische Paar- und Familienpsychologie

Guy Bodenmann

Wissenschaftlicher Beirat Programmbereich Psychologie:
Prof. Dr. Guy Bodenmann, Zürich; Prof. Dr. Lutz Jäncke, Zürich;
Prof. Dr. Franz Petermann, Bremen; Prof. Dr. Astrid Schütz, Bamberg;
Prof. Dr. Markus Wirtz, Freiburg i. Br.

Guy Bodenmann

Lehrbuch Klinische Paar- und Familienpsychologie

2., überarbeitete Auflage



Guy Bodenmann, Prof. Dr.

Universität Zürich

Psychologisches Institut

Binzmühlestrasse 14/Box 23

8050 Zürich

guy.bodenmann@psychologie.uzh.ch

Geschützte Warennamen (Warenzeichen) werden nicht besonders kenntlich gemacht. Aus dem Fehlen eines solchen Hinweises kann also nicht geschlossen werden, dass es sich um einen freien Warennamen handelt.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://www.dnb.de> abrufbar.

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Kopien und Vervielfältigungen zu Lehr- und Unterrichtszwecken, Übersetzungen, Mikroverfilmungen sowie die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Anregungen und Zuschriften bitte an:

Hogrefe AG

Lektorat Psychologie

Länggass-Strasse 76

3000 Bern 9

Schweiz

Tel: + 41 31 300 45 00

E-Mail: verlag@hogrefe.ch

Internet: <http://www.hogrefe.ch>

Lektorat: Dr. Susanne Lauri

Herstellung: René Tschirren

Umschlagabbildung: © iStock/BraunS

Umschlag: Claude Borer, Riehen

Satz: Claudia Wild, Konstanz

Druck und buchbinderische Verarbeitung: Finidr s. r. o., Český Těšín

Printed in Czech Republic

2., überarbeitete Auflage 2016

© 2013 Verlag Hans Huber, Hogrefe AG, Bern

© 2016 Hogrefe Verlag, Bern

(E-Book-ISBN_PDF 978-3-456-95620-6)

(E-Book-ISBN_EPUB 978-3-456-75620-2)

ISBN 978-3-456-85620-9

Nutzungsbedingungen

Der Erwerber erhält ein einfaches und nicht übertragbares Nutzungsrecht, das ihn zum privaten Gebrauch des E-Books und all der dazugehörigen Dateien berechtigt.

Der Inhalt dieses E-Books darf von dem Kunden vorbehaltlich abweichender zwingender gesetzlicher Regeln weder inhaltlich noch redaktionell verändert werden. Insbesondere darf er Urheberrechtsvermerke, Markenzeichen, digitale Wasserzeichen und andere Rechtsvorbehalte im abgerufenen Inhalt nicht entfernen.

Der Nutzer ist nicht berechtigt, das E-Book – auch nicht auszugsweise – anderen Personen zugänglich zu machen, insbesondere es weiterzuleiten, zu verleihen oder zu vermieten.

Das entgeltliche oder unentgeltliche Einstellen des E-Books ins Internet oder in andere Netzwerke, der Weiterverkauf und/oder jede Art der Nutzung zu kommerziellen Zwecken sind nicht zulässig.

Das Anfertigen von Vervielfältigungen, das Ausdrucken oder Speichern auf anderen Wiedergabegeräten ist nur für den persönlichen Gebrauch gestattet. Dritten darf dadurch kein Zugang ermöglicht werden.

Die Übernahme des gesamten E-Books in eine eigene Print- und/oder Online-Publikation ist nicht gestattet. Die Inhalte des E-Books dürfen nur zu privaten Zwecken und nur auszugsweise kopiert werden.

Diese Bestimmungen gelten gegebenenfalls auch für zum E-Book gehörende Audiodateien.

Anmerkung

Sofern der Printausgabe eine CD-ROM beigelegt ist, sind die Materialien/Arbeitsblätter, die sich darauf befinden, bereits Bestandteil dieses E-Books.

Inhaltsverzeichnis

| | |
|---|-----------|
| 1. Einführung | 11 |
| Zur aktuellen Lage von Partnerschaft und Ehe | 12 |
| Die Bedeutung fester Beziehungen | 15 |
| Familiäre Diversität und ihre klinisch-psychologische Bedeutung | 17 |
| Die Rolle der Familienform für die kindliche Entwicklung | 20 |
| 2. Klinisch-psychologische Bedeutung von Partnerschaft und Ehe | 25 |
| Stabile Partnerschaft und Ehe als Grundbedürfnis | 25 |
| Glückliche Partnerschaft als Resilienzfaktor | 28 |
| Partnerschaftsstörungen | 36 |
| 3. Partnerschaft und Befinden | 45 |
| Partnerschaftsstatus und Befinden | 46 |
| Partnerschaftsqualität und Befinden | 48 |
| Interpersonelle Sicht von Krankheiten und psychischen Störungen | 51 |
| Systemisch-transaktionales Modell | 53 |
| «We-disease» | 57 |
| Partnerschaftsqualität und psychische Störungen | 63 |
| Partnerschaftsqualität und Depressionen | 63 |
| Dyadische Interaktion und Depression | 65 |
| «Expressed emotion» und Depression | 67 |
| Sexualität bei Paaren mit einem depressiven Partner | 68 |
| Beziehung zwischen Depression und Partnerschaftsunzufriedenheit | 69 |
| Partnerschaftsqualität und Essstörungen | 71 |
| Partnerschaftsqualität und Angststörungen | 74 |

| | |
|--|-----------|
| 4. Psychische Störungen bei Kindern und die Rolle der Familie | 77 |
| Prävalenz psychischer Störungen im Kindes- und Jugendalter | 77 |
| Störungsentstehung bei Kindern und Jugendlichen | 80 |
| Interaktion zwischen Anlage und Umwelt als Störungsdisposition | 83 |
| Die Familie als wichtigste Sozialisationsinstanz | 84 |
| Dimensionen familiären Funktionierens | 89 |
| Wichtigste familiäre Risikofaktoren für kindliche Störungen | 91 |
| Störungen der Eltern und kindliche Störungen | 93 |
| Tabuisierung und Loyalitätskonflikt | 99 |
| Parentifizierung | 100 |
| Bindung und Störungen bei Kindern und Jugendlichen | 101 |
| Schwerpunkte der Bindungsforschung | 101 |
| Die Rolle der Sensitivität bei psychischen Störungen | 108 |
| Bindungserfahrungen und emotionale Sicherheit | 109 |
| Häufigkeit der Bindungsstile | 114 |
| Zusammenhänge zwischen Bindungsstil und kindlichen Auffälligkeiten | 115 |
| Mechanismen der Bindungserfahrung und Psychopathologie | 121 |
| Bindung und familienexterne Betreuung | 126 |
| Erziehung und Störungen bei Kindern und Jugendlichen | 129 |
| Ungünstiges Erziehungsverhalten | 130 |
| Ungünstige Erziehungseinstellungen und -verhaltensstile | 143 |
| Erziehung, Medienkonsum und die Folgen | 146 |
| Wechselspiel zwischen Eltern und Kind | 150 |
| Partnerschaftskonflikte, Interaktionsstile und Kommunikation | 155 |
| Netter Umgang im Alltag | 160 |
| Positive emotionale Selbstöffnung | 161 |
| Konstruktive Konfliktkommunikation | 162 |
| Supportive Kommunikation: Dyadisches Coping | 162 |
| Ursachen von Partnerschaftskonflikten | 163 |
| Folgen von Partnerschaftskonflikten | 164 |
| Folgen destruktiver Konflikte für Kinder und Jugendliche | 166 |
| Folgen für das psychische Befinden des Kindes | 168 |
| Folgen destruktiver Paarkonflikte für das Leistungsverhalten des Kindes | 172 |
| Folgen destruktiver Paarkonflikte für das somatische Befinden des Kindes | 174 |
| Folgen von gewalttätigen Paarkonflikten | 175 |
| Prozessmodell der Folgen für das kindliche Befinden | 176 |
| Reziprozität der Einflüsse | 181 |

| | |
|--|------------|
| 5. Scheidung und ihre Bedeutung für die Familie | 183 |
| Modelle zum Verständnis von Scheidungen | 183 |
| Kognitiv-lerntheoretisches Scheidungsmodell | 183 |
| Austauschtheoretische Scheidungsmodelle | 185 |
| Sozialphysiologisches Scheidungsmodell | 189 |
| Stresstheoretisches Scheidungsmodell | 191 |
| Integrative Scheidungsmodelle | 197 |
| Empirische Befunde zu Risikofaktoren für eine Scheidung | 198 |
| Persönlichkeitsmerkmale | 199 |
| Kompetenzdefizite | 201 |
| Kommunikationsdefizite | 201 |
| Defizite der Problemlösekompetenz | 204 |
| Einbruch von Kompetenzen unter Stress | 205 |
| Defizite im dyadischen Coping | 206 |
| Scheidungsfolgen für Erwachsene | 207 |
| Scheidungsfolgen für Kinder | 212 |
| Mediatoren der Scheidungsfolgen | 218 |
| Adaptationsanforderungen infolge einer Scheidung | 219 |
| Geschlechtsunterschiede bei Scheidungsfolgen | 221 |
| Altersunterschiede bei Scheidungsfolgen | 221 |
| Scheidungsfolgen in Abhängigkeit der Nach-Scheidungs-Situation | 223 |
| Scheidungsfolgen und die Rolle der Väter | 225 |
| Die «positive» Scheidung | 228 |
| Längerfristige Scheidungsfolgen für die eigene spätere Partnerschaft | 230 |
| Scheidung bei zufriedenen Paaren | 232 |
| 6. Familiäre Gewalt | 241 |
| Formen von Gewalt in der Familie | 241 |
| Gewalt in der Partnerschaft | 242 |
| Definition partnerschaftlicher Gewalt | 242 |
| Prävalenz der Gewalt in Paarbeziehungen | 243 |
| Offene versus verdeckte Gewalt | 247 |
| Geschlechtsunterschiede in der Gewaltausübung | 248 |
| Ursachen für Gewalt in der Partnerschaft | 250 |
| Auswirkungen von Gewalt auf die Partnerschaft | 255 |
| Gewalt zwischen Partnern und ihre Folgen für das Kind | 256 |
| Familiäre Gewalt gegen Kinder | 257 |
| Definition | 257 |
| Prävalenz | 258 |

| | |
|--|------------|
| Ursachen von Gewalt gegen Kinder | 262 |
| Folgen von Strafen | 264 |
| 7. Familie als Resilienzfaktor | 269 |
| Konstrukt und Definition der Resilienz | 269 |
| Individuelle und familiäre Resilienzfaktoren | 271 |
| Empirische Evidenz zu Resilienzfaktoren | 274 |
| 8. Prävention im Rahmen von Partnerschaft und Familie | 277 |
| Prävention oder Beziehungspflege bei Paaren | 279 |
| Gründe für Prävention bei Paaren | 280 |
| Präventionsformen und -programme bei Paaren | 280 |
| Prävention bei Paaren mit schweren Erkrankungen | 281 |
| Prävention bei werdenden Eltern | 284 |
| Prävention bei Fortsetzungsfamilien | 285 |
| Prävention mittels DVD und Internet | 286 |
| Andere Präventionsthemen | 288 |
| Wirksamkeit von Präventionsprogrammen für Paare | 290 |
| Wirksamkeit von DVD und Internet | 293 |
| Wirksamkeit von Prävention bei Paaren mit einer schweren Krankheit | 294 |
| Prävention bei Familien | 294 |
| Förderung der elterlichen Sensitivität | 295 |
| Wirksamkeit von Trainings der elterlichen Sensitivität | 297 |
| Förderung von Erziehungskompetenzen | 297 |
| Triple P | 298 |
| Wirksamkeit von Elterntrainings | 299 |
| 9. Paartherapie | 305 |
| Paartherapie bei Partnerschaftsstörungen | 306 |
| Reziprozitätstraining – Erhöhung der Positivität im Alltag | 307 |
| Kommunikations- und Konfliktlösetraining | 309 |
| Problemlösetraining | 309 |
| Kognitive Methoden | 310 |
| Akzeptierungsarbeit | 310 |
| Bewältigungsorientierte Interventionen | 311 |
| Wirksamkeit der Paartherapie | 313 |

| | |
|---|-----|
| Paartherapie bei psychischen Störungen | 314 |
| Paartherapie bei Depressionen | 314 |
| Wirksamkeit der Paartherapie bei Depressionen | 319 |
| Paartherapie bei anderen psychischen Störungen | 320 |
| Paartherapie zur Behandlung somatischer Störungen | 320 |

10. Psychotherapie bei Kindern und Jugendlichen 323

| | |
|---|-----|
| Merkmale der Verhaltenstherapie mit Kindern | 324 |
| Psychotherapie als Segeltörn | 327 |
| Erste Behandlungsphase | 328 |
| Zweite Behandlungsphase | 329 |
| Assimilative Interventionen | 329 |
| Akkomodative Interventionen | 336 |
| Wirksamkeit der Verhaltenstherapie | 339 |

Literaturverzeichnis 341

Namensverzeichnis 385

Sachwortverzeichnis 401

1. Einführung

In diesem Buch soll die Bedeutung von Partnerschaft und Familie für die Entstehung und Aufrechterhaltung psychischer Störungen in verschiedenen Facetten beleuchtet werden. Aufgrund der hohen Komplexität des Themas und der vielen Teilgebiete wird es allerdings nicht möglich sein, das Gebiet auch nur annähernd repräsentativ darzustellen, geschweige denn es erschöpfend zu diskutieren. Vielmehr sollen einzelne wichtige Aspekte der Klinischen Paar- und Familienpsychologie aufgegriffen, einige vertiefter dargestellt und ein Blick für die insgesamt hochrelevante Funktion von engen dyadischen oder familiären sozialen Beziehungen im Rahmen der Klinischen Psychologie geschärft werden. Ihre Bedeutung soll im Rahmen von Störungen bei Personen in Partnerschaft ebenso thematisiert werden wie für die Kinder. Es wird gezeigt, dass ein individuumzentriertes Störungsverständnis bei Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen zu kurz greift und dass die sozialen Aspekte des *bio-psycho-sozialen Störungsmodells* nach wie vor zu wenig Beachtung (häufig nur in Bezug auf soziale Unterstützung) finden und ihr Potenzial für das Verständnis von Störungen und deren Behandlung nicht ausgeschöpft wird. Doch kommen wir zuerst zur Frage, womit sich die Klinische Paar- und Familienpsychologie beschäftigt und welches ihr Forschungs-inhalt ist.

Die Klinische Paar- und Familienpsychologie beschäftigt sich, im Gegensatz zur *Familienpsychologie* (Schneewind, 2010)

nicht mit allgemeinen familiären Prozessen und Modellen, sondern mit solchen mit Bezug zu potenziellen oder bereits vorliegenden Störungen von Familienmitgliedern (individuelle Ebene), von familiären Subsystemen (z. B. Geschwister, Eltern, Eltern/Kind, Eltern/Großeltern, Großeltern/Kind) oder der Gesamtfamilie. Sie befasst sich jedoch auch mit Störungen erwachsener Personen in ihren partnerschaftlichen oder familiären Bezügen, indem psychische Störungen *interpersonell* gesehen werden und sowohl bei der Entstehung, der Aufrechterhaltung, der Remission und den Rückfällen von Störungen diese interpersonellen Aspekte als Risiko- oder Resilienzfaktoren zentral im Fokus stehen. Entsprechend ist das Gebiet der Paar- oder Familientherapie oder der Einbezug des Partners in die Behandlung von psychischen Störungen innerhalb der Klinischen Paar- und Familienpsychologie von besonderer Bedeutung.

Nachfolgend wird ein Überblick über die Situation der heutigen Partnerschaften und Familien gegeben, um erstens die Wissensbasis für die Bedeutung der Partnerschaft und der Familie als zentrale Prämissen des Befindens und zweitens ein Verständnis für die Ambivalenz zwischen Idealvorstellungen bezüglich Partnerschaft und Familie und der Realität zu erhalten und drittens die Rolle der dyadischen oder familiären Beziehung in ihrem Zusammenspiel mit Störungen besser verstehen zu können.

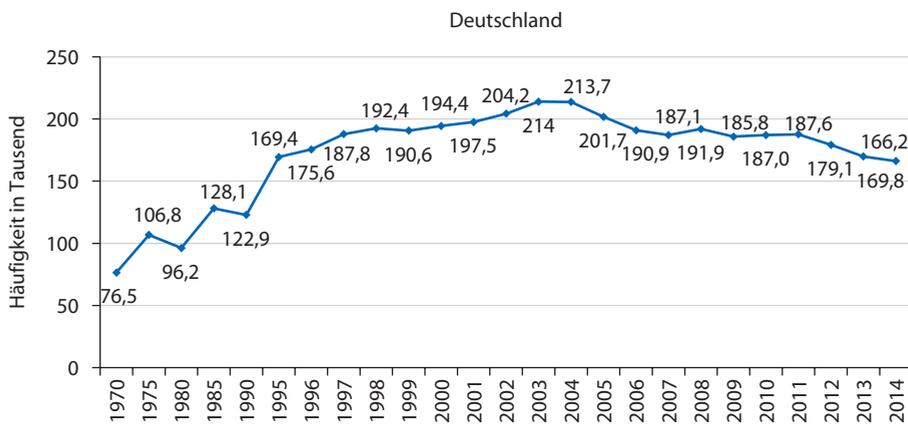
Merke!

Die Klinische Paar- und Familienpsychologie, als Teilgebiet der Klinischen Psychologie, befasst sich mit der Rolle von Paar- und Familienbeziehungen für die Diagnostik, Klassifikation, Ätiologie, Pathogenese und Performanz von psychischen Auffälligkeiten und Störungen. Sie umfasst die Grundlagenforschung im Bereich der Entstehung und Aufrechterhaltung von Störungen im Kindes-, Jugend- und Erwachsenenalter, wobei der Bezug zu familiären Risiko- und Resilienzfaktoren im Vordergrund steht. Neben Individuen mit ihrer sozialen Einbettung sind auch gestörte Paar- und Familienbeziehungen Inhalt der Klinischen Paar- und Familienforschung. Daneben umfasst das Gebiet die Interventionsforschung bei diesen Zielgruppen im Bereich der Gesundheitsförderung/Prävention und Therapie. Einen Schwerpunkt der Klinischen Paar- und Familienpsychologie bildet die Prädiktion von Störungen von Kindern und Jugendlichen aufgrund von familiären Risikofaktoren, ein interpersonelles Verständnis von Störungen im Erwachsenenalter («we-disease») und der Einbezug dieser Sichtweise in die Behandlung von diversen Störungen bei Kindern, Jugendlichen, Erwachsenen und Paaren/Familien. Einen wichtigen Bestandteil der Klinischen Paar- und Familienpsychologie bildet die Untersuchung familiärer Resilienzfaktoren, welche eine gesunde Entwicklung aller Familienmitglieder erlauben. Dieses Wissen ist insbesondere für die Gesundheitsförderung der Familienmitglieder und die Prävention von Beziehungsstörungen oder kindlichen Auffälligkeiten relevant.

Zur aktuellen Lage von Partnerschaft und Ehe

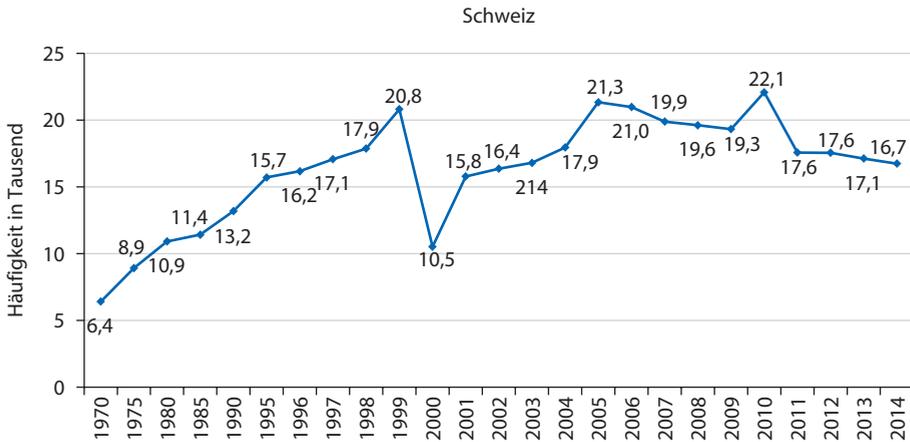
Aus der Sicht der Klinischen Paar- und Familienpsychologie ist insbesondere die Scheidung eine wichtige Größe, welche es im Zusammenhang mit der psychischen

Gesundheit oder der Anfälligkeit für Störungen bei den betroffenen Partnern und ihren Kindern zu berücksichtigen gilt. Entsprechend ist die Häufigkeit von Scheidungen nicht nur persönlich, gesellschaftlich und volkswirtschaftlich, sondern vor allem klinisch-psychologisch relevant.



(Statistisches Bundesamt, Deutschland, 2015)

Abbildung 1-1a: Scheidungsverlauf von 1970 bis 2014 in Deutschland
(Statistisches Bundesamt, Deutschland, 2015)



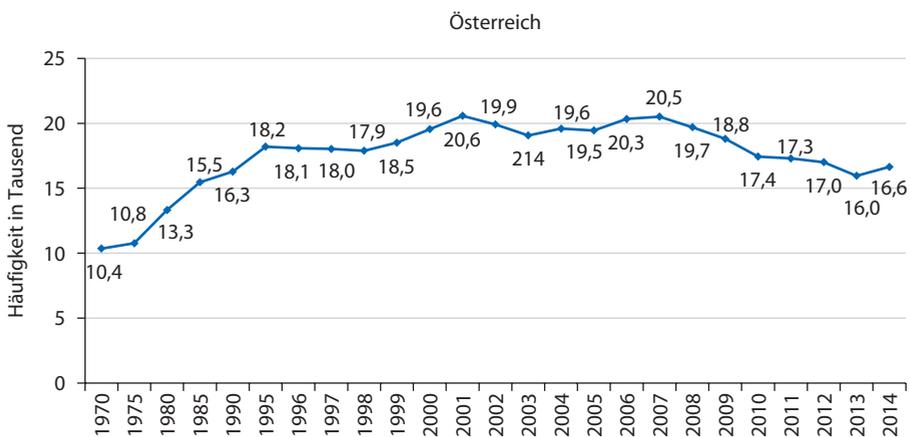
(Bundesamt für Statistik, Schweiz, 2015)

Abbildung 1-1b: Scheidungsverlauf von 1970 bis 2014 in der Schweiz
(Bundesamt für Statistik, 2015)

Seit Jahren wird in den westlichen Industrieländern über Scheidungsraten berichtet, die in Europa und den USA gleichermaßen auf hohem Niveau fluktuieren (z. B. Fincham & Beach, 2010; Bramlett & Mosher, 2002; Eurostat, 2015; Bundesamt für Statistik, 2015). Während die Anzahl Scheidungen vor allem ab den 70er-Jahren des

20. Jahrhunderts signifikant anstieg, zeigte sich in den vergangenen Jahren eine Stagnation auf hohem Niveau mit einem leichten Rückgang in Deutschland, Österreich und der Schweiz (siehe **Abbildung 1-1a bis c**).

Die Wahrscheinlichkeit einer Scheidung liegt heute in westlichen Industriestaaten



(Statistik Austria, Österreich, 2015)

Abbildung 1-1c: Scheidungsverlauf von 1970 bis 2014 in Österreich
(Statistik Austria, Österreich, 2015)

bei 40–50% (Cherlin, 2010). So wurden in Deutschland im Jahre 2014 34% (2,1 pro 1000 Einwohner), in Österreich 42,1% (1,9 pro 1000 Einwohner) und in der Schweiz 40,9% Ehen (2,0 pro 1000 Einwohner) aufgelöst. Damit ist es seit mehr als 10 Jahren wahrscheinlicher, dass eine Ehe durch Scheidung als durch Tod beendet wird (Pinsof, 2002).

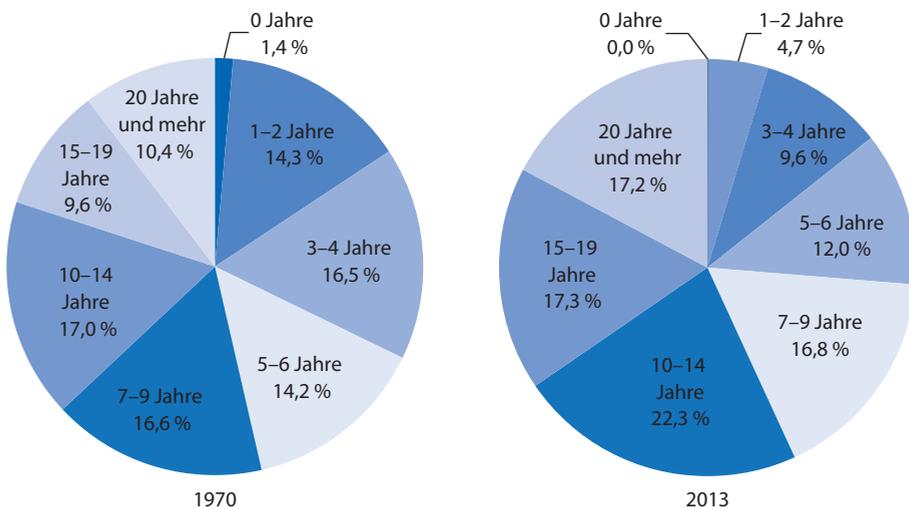
Merke!
Die Scheidung ist in westlichen Nationen seit rund 30 Jahren ein sehr häufiges Phänomen. Obgleich die relative Scheidungsrate von der Anzahl geschlossener Ehen im selben Messzeitraum abhängt, ist das Maß doch indikativ, da sich die Eheschließungen in den vergangenen Jahren zwar verringert haben, sich aber auf einem relativ stabilen Niveau plus/minus Standardabweichung bewegen. Das hohe Scheidungsrisiko in modernen Gesellschaften ist eine Alltagsrealität.

U.K. Millennium Cohort Study zeigt, der zufolge sich 35% der unverheirateten Eltern vor dem fünften Geburtstag ihres Kindes trennten, gegenüber 9% der verheirateten Eltern (Callan et al., 2006).

Laut Statistik finden die meisten Scheidungen im Durchschnitt nach 10–14 Ehejahren statt. In Deutschland lag die durchschnittliche Ehedauer im Jahre 2014 bei 14,7 Jahren, in Österreich bei 10,7 Jahren und in der Schweiz bei 15 Jahren. Zwischen 1970 und 2013 haben sich dabei bezüglich der Dauer bis zur Scheidung einige interessante Veränderungen ergeben (siehe **Abbildung 1-2**). So haben die Scheidungen bei kurzen Partnerschaften abgenommen, während die Instabilität länger dauernder Ehen (mehr als 20 Ehejahre) signifikant zugenommen hat.

Während 1970 in Deutschland 10,4% Ehen nach 20 und mehr Jahren geschieden wurden, waren es 2014 fast dreimal so viele Paare, die ihre Ehe nach 15 Jahren auflösten (34,4%). Die stärksten Veränderungen finden sich somit deutlich in den kurzen Ehen (1–2 Jahre), die seltener geschieden wer-

Bei nicht verheirateten Paaren scheint die Trennungsrate noch höher zu sein, wie die



(Statistisches Bundesamt, Deutschland, 2015)

Abbildung 1-2: Durchschnittliche Ehedauer in den Jahren 1970 und 2013

den, und in den längeren Ehen (ab 15 bis 20 Jahren), die heute signifikant häufiger durch Scheidung beendet werden. Ein ähnliches Bild zeigt sich in Österreich, wo 1970 9,9% und 2014 39,1% der längeren Ehen (mit einer Dauer von 15 Jahren und mehr) geschieden wurden (Eurostat, 2015). In der Schweiz lösten sich 1970 15,5%, im Jahre 2014 44,1% der Ehen mit einer Dauer von 15 Jahren und mehr auf (Bundesamt für Statistik, 2015). Die Zunahme der Instabilität in der Gruppe der langjährigen Ehen ist damit im gesamten deutschen Sprachraum sichtbar.

Merke!

Rund 30–50% der Ehen werden in West- und Nordeuropa und in den USA gegenwärtig durch Scheidung beendet. In den vergangenen 40 Jahren hat sich das Scheidungsrisiko mehr als verdoppelt. Während die Scheidungshäufigkeit bei kürzeren Ehen abgenommen hat, stieg sie jüngst vor allem bei Paaren mit mehr als 15 Ehejahren.

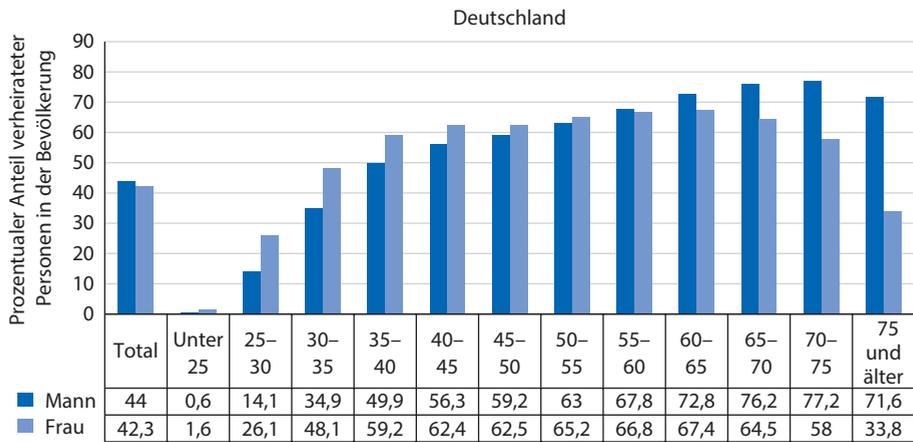
Die Bedeutung fester Beziehungen

Trotz dieser hohen Instabilität von Partnerschaften, der polemisch diskutierten Desinstitutionalisierung der Ehe, des häufig diskutierten Zerfalls der Familie und der weiten Verbreitung von Scheidungen hat die enge Partnerschaft oder Ehe in den vergangenen Jahrzehnten erstaunlicherweise kaum an Attraktivität eingebüßt. Zwar wird häufiger geschieden und die Heiratsraten waren seit den 70er-Jahren des 20. Jahrhunderts rückläufig, doch bei genauerem Hinsehen erkennt man, dass dieser Rückgang im Zeitverlauf als relativ harmlos zu bewerten und vor allem darauf zurückzuführen ist, dass heute später geheiratet wird als früher, wodurch eine

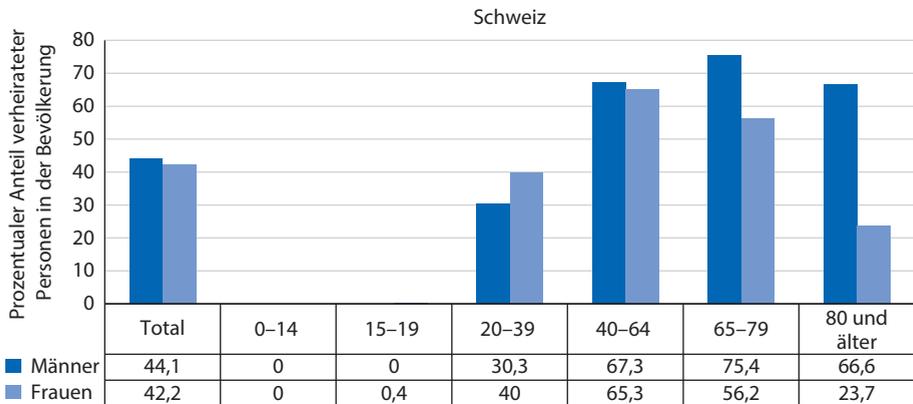
statistische Verzerrung durch den Wegfall der jüngeren Generationen stattfindet. «1961 gingen z. B. von 1000 ledigen Männern im Alter von 26 Jahren 221 die Ehe ein; 1999 waren es nur noch 46. Bei den Frauen sanken die Ziffern ähnlich stark, bei den 24-Jährigen z. B. von 254 auf 53» (Peuckert, 2012, S. 47). Die seit den 80er-Jahren des 20. Jahrhunderts rückläufige Zahl an Ersten wird jedoch durch Zweit- und Drittehen, die in diesem Zeitfenster deutlich zugenommen haben, weitgehend kompensiert, sodass das Gesamtbild keinen dramatischen Einbruch an Eheschließungen zeichnet, sondern im Gegenteil dieser starke Wiederverheiratungstrend mitunter ein Grund dafür ist, weshalb heute die Gesamtzahl der Eheschließungen in Deutschland leicht ansteigt. Um reine Ersten (bei denen beide Partner zum Zeitpunkt der Eheschließung ledig sind) handelte es sich im Jahre 2014 in Deutschland bei 65,7% und um Folgeehen, bei denen beide Ehepartner vor der Eheschließung verwitwet oder geschieden waren, bei 15,8%. In Österreich lag die Quote an Ersten bei 68,4% und diejenige der Folgeehen bei 31,6% (Statistik Austria, 2015) und in der Schweiz bei 70,0% (Ersten) und 28,2% (Folgeehen) (Bundesamt für Statistik, 2015).

Merke!

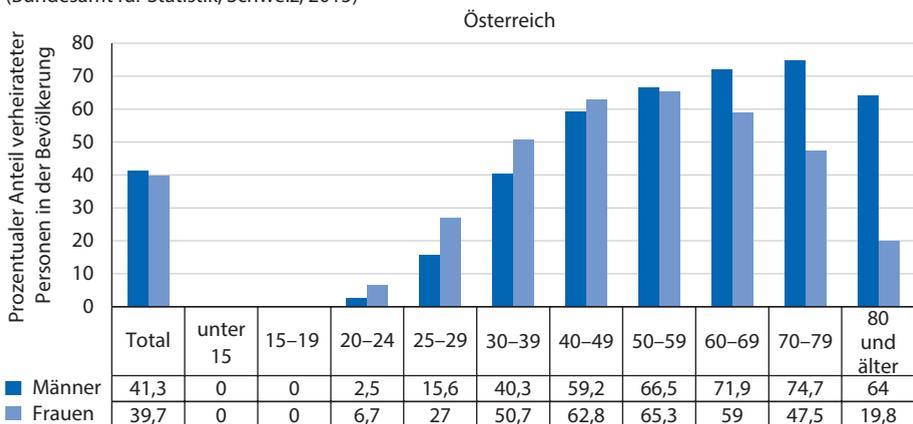
Die Ehe hat nicht wirklich an Bedeutung verloren. Nach wie vor verheiraten sich die meisten Menschen irgendwann im Laufe ihres Lebens. Selbst nach der Erfahrung einer Scheidung sinkt der Wunsch nach einer Ehe und stabilen Beziehung kaum. Die Anzahl der Folgeehen nimmt kontinuierlich zu und bildet bereits rund ein Drittel der Eheschließungen. Aber auch Paare, welche nicht heiraten, suchen meist eine stabile, auf Langfristigkeit angelegte Partnerschaft.



(Statistisches Bundesamt, Deutschland, 2015)



(Bundesamt für Statistik, Schweiz, 2015)



(Statistik Austria, Österreich, 2015)

Abbildung 1-3: Anzahl verheirateter Personen in Deutschland, der Schweiz, Österreich nach Alter, 2014

Statistiken zeigen, dass auch heute noch rund 80–90% der Bevölkerung irgendwann einmal im Leben heiraten oder mindestens einmal eine längerfristige feste intime Beziehung haben (Myers, Madathil & Tingle, 2005). Rund zwei Drittel der Geschiedenen heiraten wieder (Grünheid & Roloff, 2000). Wie **Abbildung 1-3** für Deutschland, Österreich und die Schweiz zeigt, sind Personen mittleren Alters mehrheitlich verheiratet.

Die Ehe scheint damit nicht wirklich an Zugkraft verloren zu haben, was sich daran zeigt, dass die Eheschließungen in den letzten Jahren relativ stabil blieben (in Deutschland 2011: 377 816; 2012: 387 423; 2013: 373 655; 2014: 386 000). Dennoch spiegelt diese Situation ein Paradoxon wider: Einerseits heiraten die meisten Menschen immer noch (und praktisch alle gehen damit eine enge, auf Stabilität angelegte Beziehung ein), andererseits ist die Ehe meist nicht beständig.

Wo liegen die Gründe für diese Ambiguität? Wie Sabatelli und Ripoll (2004) festhalten, lässt sich diese Frage am besten beantworten, wenn man austausch- und ressourcentheoretisch analysiert, welchen Nutzen eine enge Partnerschaft oder die Ehe den Menschen heute noch bringt, wo dermaßen viele andere Beziehungsoptionen zur Verfügung stehen (Sassler, 2010). Gemäß der Austauschtheorie (Thibaut & Kelley, 1959) sollten Beziehungen nur dann eingegangen und aufrechterhalten werden, wenn sie mehr Nutzen als Kosten mit sich bringen. Offenbar bringen enge Beziehungen oder die Ehe nach wie vor wichtigen persönlichen Nutzen (weshalb weiterhin geheiratet wird), der jedoch mit der Dauer seine Bedeutung verliert oder gegenüber steigenden Kosten in den Hintergrund tritt (weshalb häufiger geschieden wird).

Familiäre Diversität und ihre klinisch-psychologische Bedeutung

Aufgrund der hohen Scheidungszahlen und gesellschaftlichen Veränderungen ist es in den letzten 30 Jahren zu einer Pluralität von Familienformen gekommen, welche am Anfang und in der Mitte des 20. Jahrhunderts nicht in diesem Ausmaß vorlag. Über die heutige Diversität von Familien wird in Fachkreisen kontrovers debattiert. Während die einen die Vielfalt der heutigen Familienformen als Ausdruck eines neuen Zeitphänomens sehen, relativieren die anderen die Exklusivität dieser Erscheinung und argumentieren, dass es in der Geschichte der Menschheit stets diesen Pluralismus an Familienformen gab und die Blütezeit der Familie in der Mitte des 20. Jahrhunderts (50er-Jahre) die Ausnahme bildete. Nur sei die Pluralität der Familienformen früher nicht aufgrund von Scheidung der Fall gewesen, sondern aufgrund der hohen Sterblichkeit infolge von Seuchen, Hungersnöten und Kriegen, Tod im Wochenbett, mangelnden hygienischen Bedingungen, ungünstigen ökonomischen Zuständen oder damals üblichem Standesdenken. So koexistierten gemäß dieser Ansicht auch in früheren Jahrhunderten schon immer verschiedene Familienformen:

- *Klein- oder Nuklearfamilien*, die auch in früheren Zeiten die Norm darstellten, da trotz einer hohen Geburtenrate von 12 bis 14 Geburten pro Familie beispielsweise im 17. Jahrhundert nur ein kleiner Prozentsatz die Kleinkindphase überlebte und daher die Familiengröße meist nicht mehr als vier bis fünf Personen pro Haushalt betrug
- *Großfamilien* mit mehreren Generationen unter einem Dach (Großeltern, Eltern, Kinder)
- *Ein-Eltern-Familien* aufgrund von Verwitwung oder kriegs- oder berufsbe-

dingter Abwesenheit des Ehemannes und heute vor allem aufgrund von Scheidung

- *Patchwork-, Fortsetzungs- oder Stieffamilien* aufgrund einer immer schon sehr hohen Wiederverheiratungstendenz aus Überlebensgründen
- *Singles* (einfache Tagelöhner, Knechte, Mägde, Fahrende und unterbemittelte Handwerker und Bauern konnten sich eine Ehe oder Familie nicht leisten) (Peuckert, 2012).

Das Phänomen der Familiendiversität stellt effektiv keine neuzeitliche Erscheinung dar, lediglich die Gründe dafür haben sich verändert. Wirklich neu sind lediglich Familien mit Kindern, die durch *künstliche Insemination* (In-vitro-Kinder) entstanden sind, doch kann auf diese Gruppe infolge einer noch zu spärlichen empirischen Befundlage nicht weiter eingegangen werden. Die aus *gleichgeschlechtlichen Eltern* bestehende Familie (Regenbogenfamilie) ist zwar in der legalisierten Form (eingetragene Partnerschaft, Ehe mit Adoption) ebenfalls historisch neuartig, doch kann davon ausgegangen werden, dass solche Familienmodelle auch früher schon vereinzelt, jedoch außerhalb des öffentlichen Bewusstseins in gesellschaftlichen Grauzonen zu finden waren.

Merke!

Die Pluralität der Familienformen ist, historisch betrachtet, kein neues Phänomen. Es gab schon immer sehr unterschiedliche Familien. Geändert haben sich jedoch die Gründe für die Diversität. Während früher vor allem hygienische, medizinische oder ökonomische Gründe, kriegerische Auseinandersetzungen, Hungersnöte und damit einhergehend eine hohe Sterblichkeit dafür verantwortlich waren, sind die Hauptgründe heute gesellschaftliche Phänomene (Liberalisierung von Einstellungen) und vor allem die Scheidung.

Historisch wirklich neue Familienformen sind:

- Familien mit Eltern ohne Trauschein
- Familien mit Kindern aufgrund von künstlicher Insemination
- Familien mit gleichgeschlechtlichen Eltern (Regenbogenfamilien).

Die Pluralität der Familien führt zu Schwierigkeiten in der Definition dessen, was als Familie zu bezeichnen ist. Viele Fachpersonen tun sich entsprechend schwer mit einer Definition der Familie. Damit man dem Pluralismus heutiger Familienformen gerecht werden kann, sind Definitionen gefragt, welche sämtliche dieser Formen einbeziehen, ohne dabei zu vage zu werden und ihre Definitionskraft einzubüßen.

Perrez und Bodenmann (2009) definieren Familie als intergenerationale Beziehungsform, charakterisiert durch physische, geistige und emotionale Nähe, die auf längerfristige Ziele hin angelegt ist und mindestens aus einem Elternteil und einem Kind besteht. Eines der zentralen Ziele der Familie besteht im gemeinschaftlichen Lebensvollzug. Ein weiteres Merkmal der Familie ist die juristische und moralische Verantwortung eines Elternteils oder beider Eltern für das unmündige Kind.

Schneewind (2010) verweist vor allem auf die *interpersonelle Involviertheit* der Familienmitglieder und betont die folgenden Aspekte in seiner Definition der Familie:

- *Nähe* (physische, geistige und emotionale Nähe zwischen den Familienmitgliedern)
- *Abgrenzung* (räumliche und zeitliche Abgrenzung von anderen Systemen wie Freunden, Nachbarn)
- *Privatheit* (umgrenzter Lebensraum zur Wahrung der familiären Intimität)
- *Dauerhaftigkeit* (längerfristige Gemeinsamkeit durch wechselseitige Bindung, Verpflichtung und Zielorientiertheit).

Merke!

Eine minimale Definition der Familie umfasst folgende drei Punkte, damit man der heutigen Pluralität von Familienformen gerecht werden kann:

1. Eine Familie ist ein transgenerationales Gefüge (mit mindestens zwei Generationen im gleichen Haushalt, wobei mindestens ein Elternteil vorhanden sein muss).
2. Sie stellt eine intime Beziehung zwischen den Familienmitgliedern im Sinne eines emotionalen Interesses und Bezugs zueinander dar.
3. Eine Familie hat einen Zeithorizont mit längerfristiger Verantwortung des Elternteils für das Kind (finanziell und juristisch bis zu seiner eigenen Mündigkeit, emotional das Leben lang).

Frühere Definitionskriterien wie die *biologische Verwandtschaft* oder familiäre Funktionen werden heute in Definitionen der Familie kaum mehr berücksichtigt. Während frühere Definitionen der Familie vor allem über deren Funktionen erfolgten, spielen diese in neueren Definitionen keine Rolle mehr. Funktionen wie die *Existenzsicherung* der Familienmitglieder (Produktionsfunktion), die Zeugung möglichst vieler Kinder (Reproduktionsfunktion) oder die Erziehung sind in den Hintergrund getreten oder bedeutungslos geworden, da staatliche Einrichtungen viele dieser Funktionen heute übernehmen. Einzig die *Bindungsfunktion* oder *Emotionsregulationsfunktion* taucht noch gelegentlich in Definitionen der Familie auf.

Insgesamt kann man festhalten, dass die Funktionen der Familie heute stärker *psychosozialer Natur* sind. Die Beziehungsgestaltung ist eine Hauptaufgabe der Familie und spielt heute sogar eine noch wichtigere Rolle als in früheren Jahrhun-

erten, in denen die *Existenzsicherung* im Vordergrund stand.

Merke!

Die Familie hat viele ihrer früheren Funktionen verloren. Im Gegensatz zu früher ist jedoch die *Beziehungsgestaltung* in den Vordergrund getreten. Die Eltern-Beziehung, die Eltern-Kind-Beziehung sowie die Geschwister-Beziehungen spielen dabei auf der emotionalen Ebene eine zentrale Rolle. In der Familie wird die Emotionsregulation (Emotionswahrnehmung, -ausdruck und -bewältigung) am explizitesten gelernt und geübt. Die Familie spielt zudem nach wie vor auch bei der moralisch-ethischen Sozialisation eine wichtige Rolle. Die Eltern vermitteln ihren Kindern Werte und beeinflussen ihre Einstellungen, Normen und Lebensentwürfe.

Zusammenfassend kann man festhalten, dass auch heute noch, trotz vielfältiger anderweitiger Sozialisation der Kinder (Schule, Medien, Peers), die Familie viele vor allem psychosoziale Funktionen behalten hat. Diese sind insbesondere für die psychische Entwicklung von großer Bedeutung. Folgende Aufgaben oder Funktionen können der Familie auch heute noch zugeschrieben werden:

- *emotionaler Austausch* (Kohäsion, Bindung)
- *kognitiv-intellektuelle Stimulierung und Förderung* (Wissensvermittlung)
- *moralisch-ethische Sozialisation* (Vermittlung von Werten, Normen, Einstellungen), die eventuell auch mit der religiösen Erziehung (Vermittlung von religiösen Inhalten oder Glauben) zusammenhängt, wobei dieser Aspekt heute in vielen Familien in den Hintergrund getreten ist
- *gemeinsame Erfahrungen und gemeinsam verbrachte Zeit*, die zur Entwicklung

eines Wir-Gefühls oder Familiengemeinschaftssinns beitragen

- *gemeinsame spielerische Aktivitäten* (Spiele, Hobbys etc.)
- *gemeinsame Entwicklung* mit fortwährender Anpassung an Entwicklungsstadien des Kindes, an neue Anforderungen relevanter Entwicklungsaufgaben und gemeinsame Bewältigung (familiäres Coping und familiäre Adaptabilität).

Die Rolle der Familienform für die kindliche Entwicklung

Aus klinisch-psychologischer Sicht ist weniger die Frage relevant, wie der Pluralismus der Familienformen historisch zu deuten ist (Fragestellung der Soziologie oder Geschichte), sondern wie er sich auf die Familienmitglieder auswirkt und welche Auswirkungen die Familienform auf die Entwicklung der Kinder und Jugendlichen hat. Auf diese Frage wird bei Erwachsenen ausführlicher in Kapitel 5 eingegangen, bezüglich der Kinder möchten wir sie hier kurz anschnitten, da sich dieses Thema in späteren Kapiteln nicht mehr angemessen einbringen lässt.

Oft findet sich die Ansicht, es gebe für Kinder abhängig von der Familienform günstigere und ungünstigere familiäre Entwicklungskontexte. Inwieweit diese Annahme empirisch belegt ist, sei hier kurz zusammengefasst. Brown (2010) resümiert in ihrem Übersichtsartikel, dass Kinder aus *biologischen Zwei-Eltern-Familien* in Bezug auf intellektuelle, kognitive, soziale und behaviorale Parameter im Querschnitt wie im Längsschnitt (bis ins frühe Erwachsenenalter) signifikant besser abschneiden als Kinder aus monoparentalen Familien und Scheidungs- oder Stieffamilien. Ein analoges Bild zeichnen auch Crosnoe und Cavanagh (2010). Auch diese Autoren bestätigen in ihrer Literaturanalyse eine günstigere Entwicklung von Kindern in intakten

Zwei-Eltern-Familien ohne Scheidungshintergrund und unterstreichen damit die Befunde der früheren Meta-Analyse von Ganong und Coleman (1993), in die 24 Studien eingegangen waren. Der Selbstwert der Kinder aus Zwei-Eltern-Familien war signifikant höher als der von Kindern aus Stieffamilien oder bei alleinerziehenden Eltern aufwachsenden Kindern, und sie zeigten weniger internalisierende oder externalisierende Störungen als die Kinder der beiden anderen Gruppen.

In einer neueren, auf 61 Studien beruhenden Meta-Analyse (Jeynes, 2007) werden die früheren Ergebnisse erneut bestätigt. Auch die Befunde dieser Studien sprechen für die Zwei-Eltern-Familie ohne Scheidungserfahrung als günstigsten Entwicklungskontext für die Kinder. Auch Jeynes (2007) berichtet, dass die Kinder aus Fortsetzungsfamilien bezüglich Schulleistungen und psychischem Befinden schlechtere Werte erzielen als Kinder aus intakten Familien oder monoparentalen Familien aufgrund von Scheidung oder dem Todesfall eines Elternteils. Häufig wird auch über Effekte bezüglich Übergewicht, Asthma oder anderer psychosomatischer Erkrankungen, über Kindesmisshandlung und allgemein über Verhaltensprobleme berichtet (Waldvogel, Craigie & Brooks-Gunn, 2010).

Merke!

Ungeachtet der Häufigkeit neuer Familienformen und politischer Diskussionen stellt die sogenannte *klassische Familie* (Zwei-Eltern-Familie) den idealen Entwicklungskontext für Kinder dar. Allerdings nur unter der Voraussetzung, dass die Eltern psychisch weitgehend gesund sind, eine funktionale Partnerschaft führen und bezüglich Sensitivität gegenüber dem Kind und ihrem Erziehungsverhalten angemessen reagieren.

Als Gründe für die fragilere Entwicklung der Kinder aus Scheidungs- oder Fortsetzungsfamilien im Vergleich zu Kindern aus Zwei-Eltern-Familien werden u. a. genannt:

- ökonomische Voraussetzungen, die für monoparentale Familien schlechter sind
- Turbulenzen und Stress infolge von Trennung oder Scheidung (siehe auch Seite 212–233)
- schwierige Neuorientierungen bei Fortsetzungsfamilien
- schwierige neue Beziehungskonstellationen, vor allem auch der Verlust der Vaterbeziehung oder eine schwierige Beziehung zum neuen Partner des Elternteils oder zu seinen Kindern
- unterschiedliche Erziehungsstile der Partner
- elterliche Labilisierung infolge der Scheidung (siehe Seite 207–212).

Wir gehen davon aus, dass nicht die Familienform das zentrale Moment ist, sondern wie es dem Elternteil bei monoparentalen Familien bzw. beiden Eltern oder Erziehungsberechtigten im Falle von Fortsetzungsfamilien gelingt, dem Kind emotional, kognitiv, sozial und ökonomisch einen förderlichen Entwicklungskontext zu gewährleisten. Wichtiger als die Familienform ist, wie die Eltern im Alltag mit den Kindern umgehen (Eltern-Kind-Beziehung), ob sie in der Lage sind, ein förderliches Familienklima zu schaffen und trotz Scheidung oder Fortsetzungsfamilie oder schwieriger Verhältnisse (z. B. Armut, Arbeitslosigkeit, Tod eines Elternteils oder eines Familienangehörigen) dem Kind eine gesunde Entwicklung zu ermöglichen.

Wichtiger als die Familienform ist, dass ein Elternteil oder beide Eltern die wichtigsten Grundbedürfnisse der Kinder, in Anlehnung an Maslows (2002) Bedürfnispyramide, befriedigen können:

- Bedürfnis nach Liebe, Geborgenheit, Zuwendung, Unterstützung

- Bedürfnis nach beständiger Fürsorge, Betreuung und Erziehung
- Bedürfnis nach körperlicher, sexueller und psychischer Unversehrtheit und Sicherheit
- Bedürfnis nach entwicklungsgerechter Förderung und Lernen
- Bedürfnis nach Anerkennung und Wertschätzung
- Bedürfnis nach sozialem Anschluss, Integration und Zugehörigkeit
- Bedürfnis nach Verantwortungsübernahme, altersgerechter Selbstständigkeit und Autonomie
- Bedürfnis nach Kohärenz, Sinnhaftigkeit und Werten
- Bedürfnis nach Orientierung, Regeln, Grenzen, Strukturen und Kontrollierungen.

Dass die Familienform insgesamt weniger entscheidend ist als die Frage, inwieweit es den Eltern gelingt, gute Voraussetzungen für eine normale Entwicklung und zur Befriedigung dieser wichtigen Grundbedürfnisse zu schaffen, zeigt auch das Beispiel von Kindern, welche in gleichgeschlechtlichen Partnerschaften (Regenbogenfamilien) aufwachsen. So konnten bei *Kindern in Regenbogenfamilien* bezüglich ihrer späteren sexuellen Orientierung oder ihres Befindens keine Abweichungen von Kindern aus Zwei-Eltern-Familien gefunden werden (Wainright, Russell & Patterson, 2004), und die Forschungsergebnisse legen nahe, dass Kinder, welche in dieser Familienkonstellation aufwachsen, gleich gute Bedingungen haben wie andere, sofern es den gleichgeschlechtlichen Eltern gelingt, förderliche Entwicklungsbedingungen zu bieten.

Obleich aus Platzgründen nicht weiter auf *homosexuelle Partnerschaften* und gleichgeschlechtliche Familien eingegangen wird, gelten die in diesem Buch beschriebenen Prozesse und Dynamiken weitgehend

Merke!

Obgleich neuere Studien zeigen, dass zwischen der Familienform und dem kindlichen Befinden ein signifikanter Zusammenhang besteht und Kinder aus intakten Zwei-Eltern-Familien die günstigsten Werte aufweisen, scheint weniger die Familienform per se relevant zu sein als vielmehr die Vielzahl von Risikofaktoren, die infolge einer Trennung oder Scheidung oder anderer kritischer Lebensereignisse (z.B. Tod eines Elternteils) in monoparentalen oder Fortsetzungsfamilien kumulieren. Es kann davon ausgegangen werden, dass nicht die Familienform der entscheidende Aspekt ist, sondern diese lediglich Ausdruck schwierigerer oder günstigerer Verhältnisse ist, denen das Kind ausgesetzt ist. Je besser es den Eltern gelingt, förderliche Entwicklungsbedingungen für das Kind zu schaffen, desto einfacher wird es auch für die Kinder, sich in den verschiedenen Familienformen angemessen zu entwickeln. Jede Familienform kann dem Kind ein gutes Gedeihen ermöglichen, sofern mehr Resilienz- als Risikofaktoren vorliegen.

vergleichbar auch für gleichgeschlechtliche Partnerschaften und Familien. So zeigt beispielsweise eine Studie von Baucom, McFarland und Christensen (2010) stellvertretend für andere Untersuchungen, dass es

zwischen heterosexuellen Paaren (20 unverheiratete und 20 verheiratete Paare), lesbischen ($N = 20$) und schwulen Paaren ($N = 15$) keine signifikanten Unterschiede bezüglich ihres beobachteten Kommunikationsverhaltens und des Zusammenhangs zwischen Kommunikationsqualität und Partnerschaftszufriedenheit gibt. Unabhängig davon, ob heterosexuell oder homosexuell, die folgenden Ergebnisse fanden sich in allen vier Gruppen:

- Keine Unterschiede zwischen den Gruppen, d.h. Heterosexualität oder Homosexualität hatte keinen Einfluss auf die Kommunikation der Paare
- mehr Demand-Verhalten (Konflikte ansprechen und auf Konfliktlösung drängen) in allen Gruppen, wenn ein eigenes Problem thematisiert wird
- Frauen wiesen in allen Gruppen mehr Demand-Verhalten auf, unabhängig davon, ob sie in einer lesbischen oder heterosexuellen Beziehung waren
- Männer in allen Gruppen zeigten mehr Withdraw-Verhalten (Rückzug, Vermeidung), unabhängig davon, ob sie in einer heterosexuellen oder homosexuellen Partnerschaft waren
- Alle Paare zeigten eine geringere Partnerschaftszufriedenheit beim Demand-Withdraw-Verhaltensmuster.

Wichtiges in Kürze

Die Klinische Paar- und Familienpsychologie ist ein Teilgebiet der Klinischen Psychologie. Sie befasst sich (a) mit Partnerschafts- und Familienstörungen und ihren Subsystemen und (b) mit interpersonellen Aspekten von individuellen Störungen, bei welchen die Partnerschaft oder Familie im Rahmen der Ätiologie, Pathogenese, Aufrechterhaltung und Rückfallwahrscheinlichkeit eine wichtige Rolle spielt. In Anlehnung an das bio-psycho-soziale Störungsmodell wird in der Klinischen Paar- und Familienpsychologie dem Konzept der «we-disease» besondere Beachtung geschenkt, bei dem Störungen als gemeinsames Problem des Paares oder der Familienmitglieder gesehen werden. Die Klinische Paar- und Familienpsychologie befasst sich mit der Grundlagenforschung bei besagten Themen, der Entwicklung von Interventionen bei diesen Zielgruppen und der Interventionsforschung vor allem im Bereich der Kinder- und Jugendpsychotherapie, der Prävention und Behandlung von Partnerschaftsstörungen sowie der familiären Gesundheitsförderung und Prävention (Erziehung, Sensitivität).

Die Familiendemografie hat sich in den letzten Jahrzehnten stark verändert. Innerhalb der Veränderungen der modernen Familie stellt die Scheidung das markanteste Phänomen dar und hat zur Vielfalt der Familienformen entscheidend beigetragen. Im Vergleich zu früheren Zeiten haben sich zwar einige Aspekte und Funktionen der Familie verändert, allerdings keiner so stark wie die Stabilität der Ehe. Historisch einmalig ist daher die Tatsache, dass heute in westlichen Nationen 30–50% der Ehen wieder aufgelöst werden. Durch die hohe Scheidungsrate sind viele Kinder von Scheidungen betroffen. Die Scheidung wird damit für viele zu einer Realität und Entwicklungsaufgabe, mit der in der eigenen Biografie umzugehen ist, sei es, dass die eigene Beziehung von der Instabilität betroffen ist oder dass Kinder die Scheidung der Eltern erfahren. Die Scheidungsfamilie ist damit innerhalb der Pluralität der Familienformen eindeutig eine Zeiterscheinung der Moderne. Während es früher mitunter nicht weniger Stief- und Fortsetzungsfamilien gab, gehen diese Familien heute vor allem auf Scheidungen zurück. Damit zählen die scheidungsbedingten alleinerziehenden Familien und Fortsetzungsfamilien neben den Familien mit In-vitro-Fertilisationen und Familien mit gleichgeschlechtlichen Eltern zu den wichtigen neuen Familienformen. Letztlich ist jedoch nicht die Familienform per se für die Entwicklung des Kindes entscheidend, sondern wie die Familie gelebt wird. Die Familienform ist nur eine erleichternde oder erschwerende Bedingung, doch letztlich bietet jede Familienform Gestaltungsmöglichkeiten und die Voraussetzungen für eine günstige Entwicklung des Kindes. Die Befunde, dass die Zwei-Eltern-Familien den günstigsten Entwicklungskontext für Kinder darstellen, sind vor diesem Hintergrund zu sehen. Andere Familienformen sind häufig stärkeren Stressoren aufgrund von Verlusterfahrungen (Tod, Scheidung) ausgesetzt und daher vulnerabler. Die Zwei-Eltern-Familie weist auf der anderen Seite insgesamt mehr Ressourcen auf (da beide Eltern im Alltag zur Verfügung stehen), dies allerdings nur unter der Voraussetzung, dass die Eltern psychisch gesund sind, eine angemessene Sensitivität, Erziehungskompetenz und eine befriedigende Partnerschaft aufweisen. Ob die Familie für das Kind ein Resilienz- oder ein Risikofaktor ist, hängt entsprechend nur bedingt mit der Familienform, sondern stärker mit den Ressourcen der Eltern zusammen, ihm eine angemessene Pflege, Fürsorge, Förderung, Bindungserfahrung und Erziehung in einem konstruktiven Familienklima angeeignet zu lassen. Die in diesem Buch diskutierten Ansätze und referierten Befunde werden in vergleichbarer Weise für Familien mit gleichgeschlechtlichen Eltern verstanden.

2. Klinisch-psychologische Bedeutung von Partnerschaft und Ehe

Um die Bedeutung der Familie verstehen zu können, muss man die Bedeutung der Partnerschaft verstanden haben, da sie die elementarste und wichtigste Kernzelle der Familie bildet und alle wesentlichen Einflussfaktoren für die kindliche Entwicklung durch die Paarkonstellation und -beziehung direkt und indirekt konstituiert werden. So sind die vier klassischen *Risikofaktoren* für die Entstehung kindlicher Störungen (psychische Störungen der Eltern, elterliche Sensitivität, elterliches Erziehungsverhalten, Partnerschaftsstörungen) in hohem Maße mit der Frage verbunden, wie die Partnerschaft qualitativ gelebt wird oder wie sich eine Trennung oder Scheidung auf diese Variablen (Sensitivität, Erziehung, Befinden der Eltern) auswirkt. Die Partnerschaft der Eltern ist der Dreh- und Angelpunkt des gesamten familiären Lebens, da sie nicht nur das Familienklima maßgeblich prägt, Werte, Einstellungen und Verhaltenskodizes definiert, sondern den Kindern im Sinne des Modelllernens auch den familiären und dyadischen Alltag vorlebt.

So zeigten Van Doorn, Branje, Vander Valk, Goede und Meeus (2011) bei 559 Adoleszenten im Alter von rund 13 Jahren und einer zweiten Kohorte von Jugendlichen im Alter von knapp 18 Jahren, dass sich der Problemlöse- und Konfliktstil zwischen Eltern und Jugendlichen auf ihren Umgang mit Gleichaltrigen auswirkt und nicht umgekehrt. Der Umgang zwischen Eltern und Kindern wird seinerseits durch die Partnerschaftsqualität moderiert.

Merke!

Die Qualität der Partnerschaft beeinflusst maßgeblich die Qualität der Elternbeziehung, der Eltern-Kind-Beziehung und der Geschwisterbeziehung. Die Partnerschaftsqualität konstituiert in hohem Maße das Familienklima. Wie die Eltern mit den Kindern umgehen, beeinflusst zudem deren Umgang mit den Peers.

Aber auch ohne Kinder spielt die Partnerschaft für die Lebenszufriedenheit und das Befinden der Partner eine zentrale Rolle, wie nachfolgend gezeigt wird (siehe Seite 48–51).

Stabile Partnerschaft und Ehe als Grundbedürfnis

Die hohe Scheidungsrate mit dem daraus resultierenden Pluralismus an Familienformen und veränderten Einstellungen gegenüber Ehe und Familie (vgl. Beck-Gernsheim, 1994; Peuckert, 2012; Tyrell, 1988) kontrastiert mit dem weiterhin fundamental ausgeprägt anzutreffenden Wunsch nach einer glücklichen und stabilen Partnerschaft (Bodenmann, 2003). Studien zeigen deutlich, dass sich die meisten Menschen in nahezu allen Kulturen trotz der hohen Instabilität von Beziehungen nach einer lebenslangen intimen Beziehung sehnen (Buss, 1995). Eine feste, glückliche Part-

nerschaft wird in den meisten Untersuchungen als einer der wichtigsten Werte genannt, die für das Lebensglück nötig sind (Bodenmann, 2003). In einer repräsentativen Studie, in der 18 000 Personen aus 17 Nationen befragt wurden, gaben Verheiratete bezüglich des Glücks die höchsten Werte an, Personen in fester Partnerschaft folgten an zweiter und Singles an dritter Stelle (Stack & Eshleman, 1998).

Das Glück zu zweit ist für viele noch immer der erstrebenswerteste Lebensentwurf, und auch 2001 hielten immer noch 72 % der Befragten ($N = 1000$) die Ehe für sinnvoll und ideal (Peuckert, 2012).

Dennoch geht es weniger um die Ehe als Beziehungsinstitution, die klinisch-psychologisch von Interesse ist, sondern um die enge Beziehung als solche, die ein elementares Bindungsbedürfnis befriedigt.

Daher ist nicht die Ehe als solche relevant, sondern die Tatsache, dass zwei Menschen in dieser oder einer anderen Beziehungsform (Konkubinat, eingetragene Partnerschaft usw.) Halt und Geborgenheit, Stabilität und Kontinuität zu finden hoffen. Die hier dargestellten Befunde beziehen sich daher auch nicht auf die klassische Ehe (obgleich US-amerikanische Studien meist solche Stichproben vorweisen, da damit objektive Kriterien in Bezug auf das Datum der Eheschließung und im Falle einer Scheidung der Auflösung der Beziehung vorliegen), sondern auf enge Beziehungen, unabhängig davon, ob diese juristisch-institutionell konstituiert sind (Ehe), eine alternative Form repräsentieren oder zwischen gleichgeschlechtlichen Partnern bestehen.

Als Definitionskriterien für eine *enge Partnerschaft* verstehen wir eine starke interpersonale Verbundenheit (Interdependenz), welche stärker zum Partner als zu anderen für einen wichtigen Personen ist. Diese Verbundenheit kann sich in gemeinsamen Lebensentwürfen und gemeinsamen

Zielen, einer gemeinsamen Haushaltführung, gemeinsamen Projekten (z. B. Kinder, Zukunftspläne) oder gemeinsamen Erfahrungen und Erlebnissen widerspiegeln, wobei die emotionale Nähe zwischen den Partnern besonders relevant ist. Zweitens sollte sich die Partnerschaft durch eine längerfristige, zukunftsgerichtete Perspektive auszeichnen und nicht nur eine zufällige Wochenend- oder Ferienbekanntschaft oder einen kurzfristigen Flirt darstellen. Drittens sollte die Beziehung im Vergleich zu anderen Beziehungen (Freundschaften, familiären Beziehungen) einen exklusiven Charakter haben, was sich auch in sexuellen Aktivitäten (aber nicht nur) ausdrückt. Insbesondere die emotionale Nähe zwischen den Partnern spielt eine wichtige Rolle. Gleichzeitig wird bei diesen Definitionskriterien deutlich, wie stark die Realität von der Idealvorstellung abweichen kann. So finden wir im Alltag etliche Paare, welche sich als stabile Partnerschaften verstehen, auf welche diese Kriterien jedoch nicht oder nur bedingt zutreffen. Dies ist insbesondere bei entfremdeten und entleerten Partnerschaften der Fall, die zwar weiterhin Bestand haben, bei denen jedoch häufig weder eine starke emotionale Nähe noch die sexuelle Exklusivität des Partners auszumachen ist. Dennoch sind es diese Aspekte, welche Menschen in einer Zweierbeziehung suchen und die daher psychologisch relevant sind.

Beachte!

Eine feste oder intime Partnerschaft definiert sich mindestens durch folgende vier Kriterien: (a) hohe Interdependenz und emotionale Nähe (stärker als zu Freunden), (b) Langfristigkeit des Beziehungsentwurfs und der Wunsch nach Kontinuität mit diesem Menschen, (c) Exklusivität der Beziehung (der Partner ist nicht leicht austauschbar durch andere Personen) und (d) sexuelle Intimität.

Soziale Nähe zu erfahren, gehört zu den wichtigen menschlichen Grundbedürfnissen. Die meisten Menschen heiraten entsprechend, weil sie sich erhoffen, in der Ehe Glück und Erfüllung, Halt und Geborgenheit zu finden (Davies & Cummings, 1994). Eine feste Partnerschaft ist denn auch laut Umfragen für die meisten Menschen eines der wichtigsten Ziele im Leben (Diener, Gohm, Suh & Oishi, 2000). So berichten rund 80 % der Jugendlichen und jungen Erwachsenen (Thornton & Young-DeMarco, 2001) bzw. rund 99 % in einer Untersuchung von Pedersen, Miller, Putcha-Bhagavatula und Yang (2002), dass sie eine feste Partnerschaft anstreben. Eine Untersuchung des NCFMR Family Profiles (2010) zeigt zudem, dass sich die Einschätzung bezüglich der Wichtigkeit der Ehe in den vergangenen 30 Jahren praktisch nicht verändert hat und zwischen 70–80 % der Befragten angeben, für sie seien eine gute Ehe und Familie extrem wichtig.

Merke!

Menschen suchen auch heute, in Zeiten hoher Instabilität von Partnerschaften, einer hoch mobilen Gesellschaft, einer zunehmenden Globalisierung und genereller Verunsicherung, nach wie vor eine lebenslange, verbindliche und tragfähige Partnerschaft. Die Partnerschaft als Hort der Geborgenheit, als Zufluchtsort und sichere Basis spielt eine zentrale Rolle. Psychologisch gesehen ist eine enge Partnerschaft eine Keimzelle psychischen Wohlbefindens.

So ist auch der Prozentsatz derer, welche die Ehe kritisch hinterfragen, in den vergangenen 30 Jahren praktisch gleich geblieben. Während 1976 30 % die Ehe kritisch sahen, sind es 2008 35 %. In einer Studie von Bodenmann (2003) an über 300 Gymnasiastinnen und Gymnasiasten (Durch-

schnittsalter 17 Jahre) gaben 97 % an, für sie sei eine Partnerschaft am wichtigsten für die Lebenszufriedenheit (vor Gesundheit und Ausbildung/Beruf); 80 % merkten zudem an, für sie stelle die Ehe eine lebenslange Beziehung dar.

Merke!

Bereits Jugendliche wünschen sich eine lebenslange feste Partnerschaft und sehen sie als Grundlage für ein glückliches und erfülltes Leben. An dieser Einschätzung hat sich in den vergangenen 30 Jahren trotz des großen gesellschaftlichen Wandels und einer hohen Scheidungsrate in westlichen Ländern nichts geändert.

Ein Hauptgrund dafür, dass die enge Partnerschaft bzw. Ehe trotz des gesellschaftlichen Wandels, liberalisierter Normen und eines Zeitgeistes der Kurzlebigkeit und des raschen Konsums weiterhin von hoher Bedeutung ist, lässt sich mit der *Bindungstheorie* erklären (Bowlby, 1969). Laut Grau und Bierhoff (2003) sind enge Partnerschaften mehr als andere Beziehungen (z. B. Freundschaften) dazu disponiert, die menschlichen Grundbedürfnisse nach Sicherheit, Nähe und Bindung zu befriedigen. Das Bindungsbedürfnis ist gemäß der Bedürfnispyramide von Maslow (2002) elementar und folgt unmittelbar auf die physiologischen Bedürfnisse nach Nahrung, Wärme und Pflege und das Bedürfnis nach Sicherheit. Das starke Bedürfnis nach Zugehörigkeit und Geborgenheit wird dabei am besten im Rahmen einer stabilen Partnerschaft befriedigt, da man dort am ehesten mit längerfristiger Zuneigung, Verständnis und Unterstützung rechnen darf (Reis, Collins & Berscheid, 2000). Analog argumentieren Steverink und Lindenberg (2006) in ihrer «Theory of social production functions» (SPF), dass soziale Bedürfnisse nach Zuneigung, Anerkennung und

Status am besten in einer engen Paarbeziehung befriedigt werden können. Doch mehr noch als Zuneigung und Anerkennung möchte man Liebe in der Partnerschaft erfahren. Die Motivation, eine Partnerschaft einzugehen, wird zentral von diesem Bedürfnis getrieben – zu lieben und geliebt zu werden (Buss, 1995).

Merke!

Trotz der Konsummentalität der modernen Wegwerfgesellschaft, veränderter Normen und des gesellschaftlichen Wandels mit einer starken Fokussierung auf die eigene Selbstverwirklichung streben die meisten Menschen weiterhin nach einer dauerhaften engen Beziehung. Das Bedürfnis nach Bindung motiviert dazu, sich auf die Ehe oder eine feste, intime Beziehung einzulassen. Nur in dieser Beziehungsform findet man im Erwachsenenalter die ersehnte Geborgenheit, die emotionale Sicherheit und die längerfristige gegenseitige Verbindlichkeit, deren man bedarf, um glücklich zu sein.

Baumeister und Leary (1995) argumentieren, dass dieses Grundbedürfnis nach Nähe und Geborgenheit nur in einer dauerhaften, zufriedenen Partnerschaft angemessen erfüllt werden kann, da wechselnde Beziehungen viel emotionalen Aufwand bedeuten, seltener persönlichen Kontakt erlauben und weniger emotionalen Tiefgang ermöglichen. Entsprechend sind *Lebensabschnittspartnerschaften* meist nicht bewusst geplant, sondern Folge unüberwindbarer partnerschaftlicher Schwierigkeiten. Dies zeigt sich auch darin, dass man bei frisch verheirateten Paaren ein erstaunlich positives Bild ihrer Partnerschaftszukunft findet. Sie gehen davon aus, ihr eigenes Scheidungsrisiko liege (allen statistischen Daten in der Bevölkerung zum Trotz) bei nahezu null (Fowers, Lyons & Montel, 1996). In einer Untersuchung von Bodenmann,

Bradbury und Madarasz (2002) bei 204 Geschiedenen gaben lediglich 8 % der geschiedenen Frauen und 3,4 % der geschiedenen Männer an, sie hätten sich zum Zeitpunkt der Eheschließung eine spätere Trennung oder Scheidung vorstellen können. Dieser euphorischen Einschätzung stehen die in westlichen Ländern hohen Scheidungsraten in krassem Gegensatz gegenüber.

Merke!

Die meisten Paare unterschätzen ihr eigenes Scheidungsrisiko und gehen davon aus, dass dieses Phänomen vor allem die anderen Paare betrifft. Man verklärt die eigene Beziehung anfangs sehr stark. Entsprechend starten die meisten Paare mit einer positiven Sicht auf die Beziehungszukunft. Lebensabschnittspartnerschaften sind zu Beginn der Partnerschaft keine Option, vielmehr hofft man auf ein Glück auf Dauer mit diesem Menschen, mit dem man die enge Verbindung eingegangen ist.

Glückliche Partnerschaft als Resilienzfaktor

Ein weiterer Grund für die ungebrochene Attraktivität von festen Beziehungen oder der Ehe sind positive Effekte, die diese bezüglich Lebenszufriedenheit und Gesundheit haben, wobei ein *Selektionseffekt* (gesündere Personen haben eine höhere Wahrscheinlichkeit, zu heiraten oder eine langfristige enge Partnerschaft einzugehen) und ein beziehungstypischer *protektiver Effekt* zu nennen sind. Dieser protektive Effekt der Ehe äußert sich darin, dass Personen in einer festen Partnerschaft (oder Ehe) im Vergleich zu Singles oder Geschiedenen ein ausgeprägteres Gesundheitsverhalten zeigen (z. B. Monin & Clark, 2011). Sie weisen folgende gesundheitsrelevante Eigenschaften auf: